

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 11

Artikel: Die feindlichen Brüder : ein Vermittlungsversuch
Autor: Scherer, Job. P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670663>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Gott, o Gott, wie ich dich hasse», murmelte er.

«Komm, Tanna, ich bin es, Guba, dein Guba», sprach er flüsternd und strich mit einer Hand hastig über ihre fieberheisse Stirne.

Sie folgte ihm willig ins dichte Unterholz. Zweige schlugen ihm ins Gesicht, keuchend zog er die junge Frau hinter sich her, über Wurzeln und Steine stolpernd. Das Unterholz lichtete sich, eine grosse Fläche lag vor ihnen. In der Ferne, rechts am Horizont, schimmerte schwach ein Licht. Die weite Fläche, von hohem Schilfrohr bewachsen, das sich im Winde hin- und herbewegte, lag still und einsam da.

Guba Fericini fasste eine Hand der jungen Frau und wies mit seiner freien Rechten nach dem Licht weit in der Ferne.

«Dort liegt die Freiheit», Tanna. «Das Moor ist trocken um diese Zeit, du brauchst dich nicht zu fürchten.»

Die junge Frau schmiegte sich an Fericini, blickte nach dem Lichte weit in der Ferne.

«Geh nun, Tanna», drängte er, «geh. Und bist du drüben, vergiss Leutnant Fericini. Guba Fericini aber, den einstigen Studenten der Rechte, der dich liebte bis in den Tod, dessen Bild halte fest in deiner Erinnerung.»

«Guba», flehte sie, «lass uns zusammen gehen, komm». Sie warf ihre Arme um seine Schulter. «Komm mit!»

Hart machte er sich frei.

«Leutnant Fericini steht vor dir, Tanna, nicht Guba der junge Student. Geh endlich, sonst wird es zu spät sein.»

Irgendwo im Unterholz knackten einige Zweige. Fericini stiess sie die Böschung hinunter in das Schilf, wo sie am Rande zögernd stehenblieb. Sie schien irgend etwas zu erwarten, ein liebes Wort, oder dass er ihr folgen würde.

Doch Fericini stand starr und unbeweglich oben an der Böschung. Erst als sie langsam im hohen Schilf verschwand, winkte er ihr mit der Hand.

Das Geräusch brechender Zweige kam nun näher. Fericini blickte über das öde Moor. Nichts war zu sehen, nur die Halme des Schilfes wogten hin und her. Er wandte sich dem Unterholz zu, holte eine Schachtel aus seiner Rocktasche und, gegen den Wind gekehrt, zündete er sich eine Zigarette an. Zweimal erlosch das Streichholz in seiner Hand. Breitbeinig, die Daumen seiner Hände in den Ledergürtel gehakt, die Zigarette schräg im Mundwinkel, mit einem spöttischen Lächeln, so fand ihn die Patrouille.

«Sie kommen reichlich spät, zu spät», begrüsste Fericini den Leutnant und die sechs Soldaten.

Der junge Leutnant trat auf Fericini zu.

«Sie wissen, wie wir Verräter strafen», zischte er, und auf ein leichtes Nicken mit seinem Kopfe umringten die Soldaten Fericini.

«Ich weiss es, Leutnant.»

Lächelnd warf Fericini einen Blick auf seine Armbanduhr. Tanna muss nun drüben sein, ich habe meine Pflicht getan.

Sechs Schüsse peitschten die Stille des aufkommenden Morgens. Weithin rollte ihr Echo über das wogende Schilf, verlor sich jenseits des öden Moores. Auf der anderen Seite entstieg eine junge Frau dem Schilf, lief mit tränennassen Augen dem Lichte, der Freiheit entgegen. In ihrem Herzen trug sie das Bild von Guba Fericini, dem Rechtsstudenten, der sein Wort der Liebe erfüllt hatte bis in den Tod.

Zwischen Autofahrern und Fussgängern herrscht seit der Erfindung des Automobils ein Zustand, der vielleicht nicht Kriegszustand, aber gewiss mit Recht ein bewaffneter Friede genannt werden darf. Denn es gibt zwischen diesen beiden Lagern eine uralte Fehde, die nicht aufhört, bis sich entweder der Fussgänger ein Auto anschafft oder der Autofahrer wieder zu Fuss geht. Erst dann darf das Lager gewechselt werden. Sollte aber einmal das Ungeheuerliche geschehen, sollte ein Mensch die Niedertracht und Verderbtheit besitzen, an seinem Lager zum Verräter zu werden, dass er als Fussgänger Partei der Autofahrer nimmt oder umgekehrt, so muss das ins Gebiet der Psychologie geschoben und kann hier nicht behandelt werden. Unter den normalen Zeitgenossen jedoch sind die Grenzen sehr klar abgesteckt, und nur die An- oder Abschaffung eines Wagens berechtigt zum Grenzübertritt.

Diese Fehde zwischen Autofahrern und Fussgängern rührt daher, dass sie sich gegenseitig ein falsches Bild voneinander machen. Für den Fussgänger ist der Autofahrer ein rasend gewordener Kilometerfresser, der auf harmlose Leute Jagd macht, sie Staub trinken lässt, ihnen durch plötzliches Hupen kalte Schauer über den Rücken treibt und sie beim Strassenüberqueren zu Schnelligkeitsrekorden zwingt — sofern er ihnen

Die feindlichen Brüder

Ein Vermittlungsversuch

von Job. P. Scherer

nicht mit einer freundlichen Handbewegung die Strasse freigibt.

Für den Fahrer jedoch ist der Fussgänger ein vorsintflutliches Wesen, eine Schnecke, die gemütlich über die Strasse kriecht — zum nächsten Salatblatt vielleicht; und die sich dabei die grösste Mühe gibt, unter die Räder des Autos zu kommen, nur um damit dem Fahrer Schwierigkeiten und Verdruss zu bereiten. Er unterscheidet dabei drei Haupthaufen fussgehender Geschöpfe: Männer, Frauen und Kinder. Da sind die Frauen, die wie aufgeschreckte Hühner über die Strasse flattern, bald stehenbleiben, bald zurückweichen, aber immer das tun, was kein Sterblicher von ihnen erwartet; dann die Pfauen (um bei den zoologischen Vergleichen zu bleiben!), jene aetherisch-eleganten Wesen, die zierlich über die Strasse stackeln und lieber einen doppelten Beinbruch riskieren, als dass sie ihre hart erworbene Anmut durch plötzliches Springen verlieren — ferner die Gänse, die schnattern und schnattern und so in ihr Gespräch vertieft sind, dass sie es nicht einmal bemerken, wenn sie das schützende Trottoir verlassen haben, und zuletzt die Verliebten, die nur ihren Hans oder Heiri im Kopf haben und in rosiger Weltabgewandtheit durch die Stadt wandeln. Aber auch unter den Männern kennt der Autofahrer die absonderlichsten Exemplare. Die Felsen, die gelassenen Schrittes über die Strasse gehen und höhnisch lächeln, wenn der Fahrer zu plötzlichem Bremsen gezwungen ist; die Nervösen, die sich den Hut über die Ohren ziehen und im Schweinsgalopp von Trottoir zu Trottoir wackeln, die Aengstlichen, die zitternd und zagend die halbe Strasse überqueren, dann den Mut verlieren und unerwartet zurückweichen. Aber der Schreck aller Schrecken sind für den Fahrer die Kinder mit ihren plötzlichen Einfällen; sie vergessen sich und rennen auf einmal mitten auf die Strasse — kurz und gut: auch für den Fahrer sind die Strassen voller Gefahren, nicht nur für den Fussgänger, wie man oft anzunehmen geneigt ist.

Diese uralte Fehde zwischen Fussgänger und Autofahrer besteht aber auch dann noch, wenn sie sich auf gleicher Ebene, von Fuss zu Fuss gegenüberstehen. Hier jedoch sind es nicht die Gefahren, die sie sich gegenseitig bereiten, sondern ihre Verschiedenheit im Denken, welche eine Kluft zwischen ihnen aufreisst. Der Fussgänger empfindet gegen den Autofahrer eine Abneigung, weil dieser seiner Auffassung nach nur ein Thema kennt: das Auto. Und der Autofahrer fühlt sich dem Fussgänger haushoch

überlegen, weil dieser für ihn noch auf der zivilisatorischen Stufe des mittelalterlichen Menschen steht, der beim Wort Kerze an eine Wachskerze und nicht an Zündkerze gedacht hatte.

Ja, es trennen wirklich Welten diese beiden Menschengruppen — aber eines Tages werden diese Grenzen verschwinden, werden Autowölfe und Fussgängerschäflein friedlich nebeneinander weiden, weil dann das Auto auch den letzten Fussgänger erobert haben wird. Und bis dahin können beide, Fussgänger und Autofahrer, als Sendboten einer harmonischeren Zeit wirken, indem sie sich heute schon ein wenig zu verstehen suchen.

Spass beiseite

von Fritz Aeschlimann

Die Diva gibt ein grosses Fest. Party sagen sie dem dort. Das Fest ist wohl gross, aber es sind verhältnismässig nur wenige Auserwählte geladen. Es hat eine Durchlaucht, darunter politische Würdenträger und einige Grössen von Film, Musik und Literatur. Die Auswahl ist sehr sorgfältig getroffen worden, denn vieles ist bei einer derartigen Einladung zu beachten.

Als Diener verkleidete Detektive kontrollieren diskret das Eintreffen der Gäste, damit ja kein Unbefugter in die «Heiligen Hallen» gelange. Sie haben ebenfalls dafür zu sorgen, dass nichts Unliebsames das gemütliche Beisammensein der hohen Leute störe. Denn nicht zu vergessen, bei so einem Anlasse kommen oft Millionenwerte an Schmuck zusammen, der zudem noch recht einladend präsentiert wird.

Aber das Beisammensein wird doch gestört! Irgend jemand, man wusste nachher nicht mehr wer, bringt die Rede auf den berühmten Saphir, den die Diva kürzlich erwarb. Einige sind begierig darauf, denn Stein zu sehen. Andere unterstützen diese in der Bitte, die Gastgeberin möge das Bijou doch zeigen, aus Höflichkeit der Schauspielerin gegenüber. Sie holt den Stein, aber nicht ohne vorher den Dienern noch ausdrücklich besondere Wachsamkeit empfohlen zu haben.

Der Stein wird auf einem violetten Samtkissen in einer goldenen Schale gezeigt. Die